

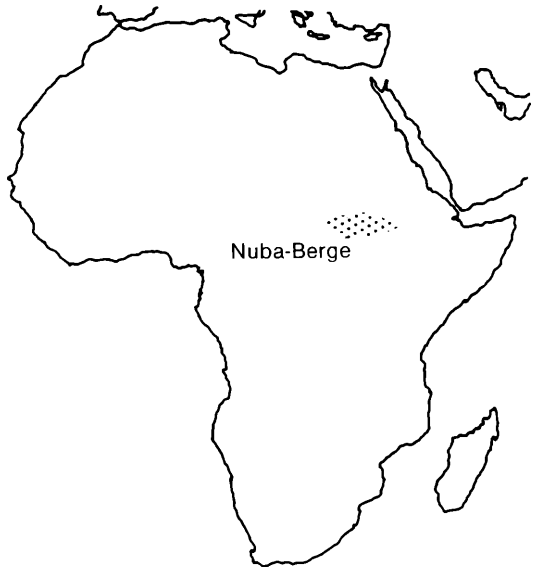
ISSN 0077-6025 Natur und Mensch	Jahresmitteilung 1981	Seite: 57–64	Naturhistorische Gesellschaft Nürnberg e.V. Gewerbemuseumsplatz 4 · 8500 Nürnberg 1
------------------------------------	--------------------------	-----------------	--

Manfred Lindner:

Bei den Nubas im Schwarzen Sudan (1978/79)

Von den 17 Millionen Einwohnern der „Demokratischen Republik“ Sudan sind 6% Nuba-Neger. Wegen ihrer oft als primitiv bezeichneten Lebensweise und ihrer urchinlichen Sitten sind sie in den letzten Jahrzehnten immer wieder studiert worden. Sie wohnen in den Nuba-Bergen in Süd-Kordofan um die Provinzhauptstadt Kadugli. Hier erheben sich – bis zu einer Höhe von 1325 m – Hügel und Berge, vorwiegend aus Granit, aus einer weiten Ebene, die im Osten der Weiße Nil durchfließt. Es handelt sich um altes Schwemmland, das auch heute noch während der Regenzeit in Wasserlöchern und Regenflüssen soviel Wasser speichert, daß Ackerbau und Viehzucht betrieben werden können.

Während Ethnologen mit großer Freude beobachteten, daß sich hier ein zumindest äußerlich einheitliches Volk seine ursprünglichen Bräuche erhalten hat und im Gleichgewicht mit den klimatischen, geographischen und geschichtlich-politischen Bedingungen lebt, versucht die Zentralregierung in Khartum, die „nackten Nubas“ in „Bekleidungsaktionen“ zu vorzeigbaren Sudanesen zu machen oder sie überhaupt vor Ausländern zu verbergen. In seinem Buch „Schwarzer Sudan“ schreibt Iten, man müsse mit fünf Wochen rechnen, um in Khartum alle Formalitäten für einen Besuch zu erledigen. Heute gibt man in Khartum freundlich den „permit“, läßt dann aber die örtlichen Polizeidienststellen die Reise- und Fotografierlaubnis einziehen und durch einen für die Weiterreise aufgezwungenen Polizisten in Zivil sicherstellen, daß die ursprünglich „nackten“ Nubas nicht besucht werden. Obwohl die Nubas von Kao, Nyaro und Fungor damit regelrecht isoliert sind, darf man die sonst „südfreundliche“ Regierung von Präsident Numeiri dennoch nicht verurteilen. Bei einer langen Unterhaltung mit dem Botschafter von Kuwait in Khartum, einem sehr gebildeten und weltkundigen Manne, in dem Botanischen Privatgarten von Ibrahim Zaki,



wurde dieses Problem diskutiert. „Sehen Sie“, sagte der arabische Diplomat, „die Touristen fotografieren bei uns immer bloß die Nomaden mit ihren Kamelen. Mein Großvater und mein Vater waren selbst noch Nomaden und ich bin stolz darauf. Kommen aber die Touristen nach Hause und zeigen ihre Bilder, dann meinen die Europäer, wir lebten alle in Kuwait noch in Zelten. Und das können wir uns nicht leisten, wenn wir in der Welt als das dastehen wollen, was wir wirklich sind.“

Waren uns so die südöstlichen Nubas verwehrt – oder wir ihnen – so wurden wir doch durch den Besuch bei den südlich von Kadugli lebenden „südwestlichen“ Nubas mehr als entschädigt.

Die Provinzhauptstadt Kadugli ist ein recht kontrastreicher Ort: Eine nach dem gleichen Schema überall im Sudan erbaute Moschee, viele nordsudanesischen, islamischen, in blendendes Weiß gekleidete Handwerker, ein Händler internationaler Abstammung, der Geld wechselt und mit dem Taschenrechner arbeitet, ein Laden mit Wein und – europäischem – Büchsenbier, dazwischen Kamele mit Lasten, Einheimische auf prunkvollen

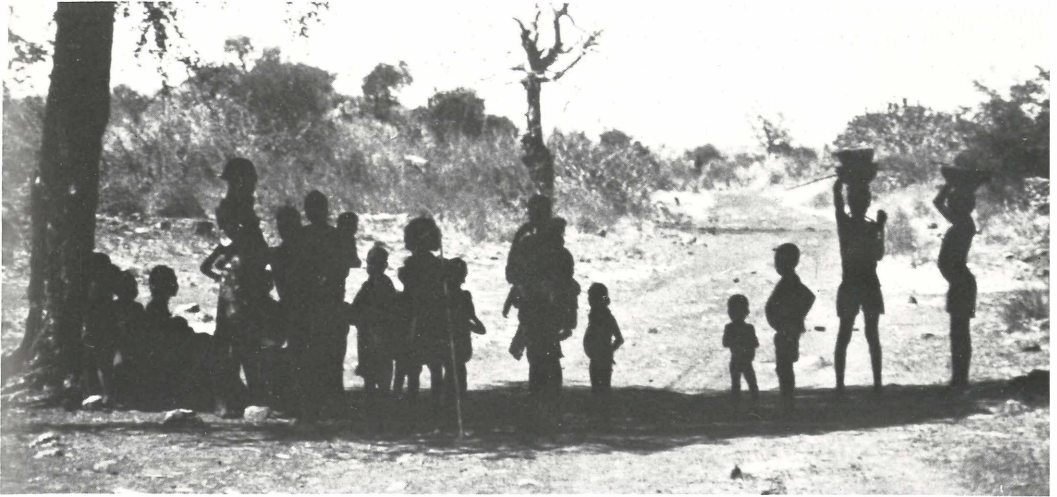
Fahrrädern, ein nackter, weißbestäubter Nuba, ein Kind mit einem vermutlich leprösen Gesichtsdefekt. Außerhalb des Ortes befindet sich ein Rasthaus der Regierung mit defekter Klimaanlage und einem Tennisplatz, auf dem gerade englische Agrarexperten, junge Leute, spielen. Sie sollen die Böden der Provinz untersuchen und Vorschläge für Verbesserungen des Ackerbaus machen. Man baut ihnen gegenüber dem Rasthaus schöne Häuser. Drei Jahre sollen sie bleiben. Der Tee wird in englischem Geschirr mit Milch serviert. Von einem Beitritt Englands zur EWG halten sie nichts. Den Vorteil hätten bloß die Franzosen und Deutschen.

Hinter dem Rasthaus unter mächtigen alten Mangobäumen, in denen eine ganze Vogelwelt zwitschert, lacht, gurr und pfeift, werden die Zelte aufgeschlagen. Zwei Leoparden sollen in der Umgebung ihr Unwesen treiben. Bei einer ausgedehnten Wanderung durch einen stellenweise dichten Akazienwald, rosa blühenden Poison-Trees und kahlen Baobab-Bäumen ist nichts von ihnen zu sehen. Der zuständige Polizeioffizier empfängt nachmittags nicht mehr. Man muß ihn am nächsten Morgen aufsuchen. Der Besuch ist unbefriedigend. Die Generalerlaubnis für die Fahrt durch die Nuba-Berge wird abverlangt und durch eine beschränkte Erlaubnis für die Fahrt nach dem nahen Talodi ersetzt.

Unsere erfahrenen Führer finden abseits der Verbindung Kadugli-Talodi jedoch Dörfer, die für den unmöglichen Besuch des Südostens der Nuba-Berge und überhaupt des Südens des Sudans, der überschwemmt ist, reichlich entschädigen. Während Kadugli noch ein Beispiel dafür ist, daß der Islam – übrigens seit 654 n.Chr. – in beständigem Vormarsch ist, ändert sich schon nach einigen Kilometern das Bild von Landschaft und Bewohnern vollständig. An Hängen von angenehm gerundeten und geschliffenen Granitbergen kleben runde Lehmhütten mit Strohdächern, die wie die Behausungen von Zwergen und anderem Märchenvolk aussehen. Die Menschen, die jetzt auf uns zukommen, sind aber alles andere als unwirklich. Junge Frauen, Mädchen und Kinder ver-

sammeln sich um unsere Geländewagen. Erst später erfahren wir, daß die Männer auf einem nahe gelegenen Markt sind, den wir später besuchen werden. Man trägt den Oberkörper meist frei und wenn ein weibliches Wesen ein Kleid anhat, dann deshalb, weil ein so schönes Kleid getragen werden muß, damit die anderen neidisch werden. Der Unterkörper ist wie bei den meisten ursprünglichen Bewohnern der warmen Länder grundsätzlich bekleidet, sei es auch nur mit einer Schnur, die magischen Schutz bedeutet. Junge Mädchen tragen mit der Geschlechtsreife, d.h. ab dem 12. bis 13. Lebensjahr, eine manchmal sehr kostbar gearbeitete Schürze (Rahhad), in der eingeflochtene Muscheln Zeichen der Jungfräulichkeit sind. Man gibt sich unbefangen und freundlich. Nach und nach kommt die ganze Dorfbevölkerung. Sie haben keine Angst, fotografiert zu werden. Der Islam hat ihnen noch nicht beibringen können, daß Menschendarstellungen eine Sünde sind. Ich lasse sie auch einmal den Foto bedienen und die Leute sehen, auf die man den Apparat richtet. Kaum eine Frau, die nicht geschmückt wäre: Ringe, Ketten und wie wir später noch deutlicher sehen werden, auch Narbentätowierungen. Nach einer halben Stunde scheiden wir in bestem Einvernehmen. Die Nubas haben ebenso wie wir ihren Spaß gehabt.

Der Markt, den wir nach ein paar Hundert Metern erreichen, ist kein größerer Ort, sondern nur ein großes Rechteck mit mehr oder weniger festgebauten Verkaufsläden und ein paar Garküchen. Die Männer mit ihren Speeren (Harba) und Armessern (Sekihn), einer auch schon mal mit einem Schwert (Seif) und gelegentlicher Bemalung promenieren hin und her, unterhalten sich, tauschen Informationen aus, machen Scherze und lassen auch ein Geschäft nicht aus. So kommt man zu einem hübschen Speer, den ein Nuba – von einigen sudanesischen Pfunden in Versuchung geführt – mit traurigem Blick aus der Hand gibt. Auf der anderen Seite des Marktplatzes stehen Frauen in einem großen Haufen an. Was wird es dort geben? Zucker! Süßigkeiten werden im ganzen Sudan sehr geschätzt und wer sich nichts besseres



Die Sonne brennt auch im Dezember so unbarmherzig vom Himmel, daß sogar die einheimischen Nubas sich in den kargen Schatten eines Baumes flüchten. Fotos: M. Lindner

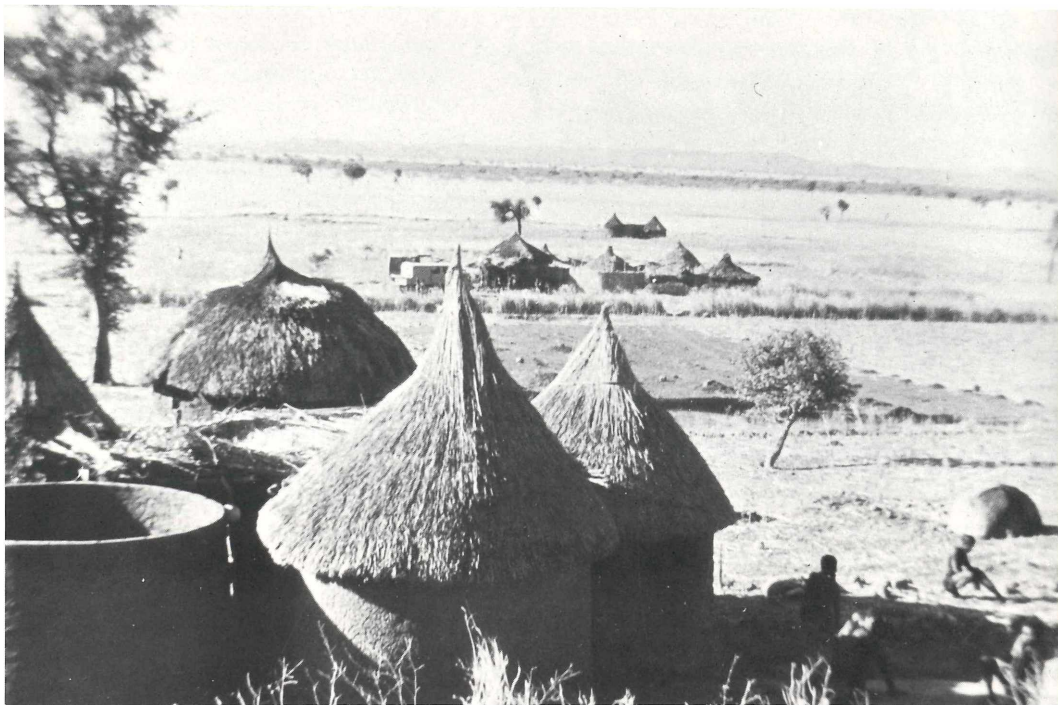
leisten kann, kaut zumeist ein Stück Zuckerrohr.

Auf einem Fußweg, der nur von unseren Geländefahrzeugen bezwungen wird, gelangen wir weiter. Es wird Mittag und der übliche von dem englischen Reiseführer euphemistisch „lunch“ genannte Imbiß aus Tomaten, Zwiebeln, Büchsenfleisch und Tee wird zubereitet. Kaum hält man, strömen schon die Menschen zusammen. Zuerst – scheu – die Kinder, dann die neugierigen Frauen, schließlich würdevoll, aber freundlich und zutraulich die Männer. Alles wird mit Interesse betrachtet. Was diese seltsamen Europäer alles dabei haben und was sie essen! Da ist jede weggeworfene Papierserviette interessant und jede Sardinenbüchse ein wertvoller Fund. Eine Negerin mit mongoloiden Schlitzaugen hält graziös eine Flasche hoch, die ein kostbares Attribut darstellt, wie auch unsere leeren Whiskyflaschen noch lange die Ursprünglichkeit der Nuba-Kultur verfremden werden. Man braucht sie vor allem zum Aufbewahren von Öl, das in den grob gebrannten Kumpfen vermutlich einsickern würde.

Unser einheimischer Begleiter Abd'Allah, zu deutsch „Sklave des Allah“, läßt verlauten, daß ich Arzt bin. Schon kommt man und deutet auf den dumpf schmerzenden Kopf,

zeigt ein von Fliegen bedecktes Unterschenkelgeschwür, eine große Wundfläche auf dem Fußrücken, angeblich von einem Schlangenbiß oder einen schmerzenden Zahn. Ich kann in der kurzen zur Verfügung stehenden Zeit wenig tun, aber über zwei Dolmetscher, die vom Englischen ins Arabische und von hier in den Nuba-Dialekt übersetzen, Ratschläge geben. Ob sie befolgt werden? Schließlich kommen zwei gut gewachsene und geschmückte Männer. Einer von ihnen hat ein kleines Saiteninstrument, dem er wohlklingende Laute entlockt. Es ist zwar für den Sudan klimatisch die günstigste Zeit, aber die Hitze unter der Mittagssonne wird doch fast unerträglich. Selbst die Einheimischen bauen sich in einer Linie im dünnen Schatten eines Baumes auf. Kein Zweifel, daß die geklagten Kopfschmerzen außer auf kariöse Zähne auf den Genuß des gekauten Tabaks und auf die Sonneneinstrahlung zurückzuführen sind, die durch keinerlei Kopfbedeckung gemildert wird. Nach drei Stunden Fahrt werden auf einer weiten Ebene unterhalb einer Kette von Granitbergen die Zelte aufgeschlagen. Der nächste Morgen findet uns mitten in einem Nuba-Dorf.

Eigentlich stimmt die Bezeichnung „Dorf“ nicht. Es handelt sich vielmehr um eine



Dorf der Masakin-Nubas am Hang der westlichen Nuba-Berge. Weit draußen in der Steppe weiden die Herden.

lockere Gruppierung von „Familienheimen“. Jeweils fünf Lehmhütten stehen um einen sonnengeschützten, relativ kühlen Innenraum. Der durchaus nicht allein muselmanische Gruß „Salam alaikum“ öffnet jede Tür oder würde sie öffnen, wenn es richtige Türen gäbe. Die Nubas, von denen Brehm 1850 schrieb, sie seien wilde Banden und der Schrecken der Sudanesen und die von den Engländern bis 1930 nicht unter Kontrolle gebracht werden konnten, sind heute friedliche, freundliche Menschen. Zuerst werden die Hütten bewundert. Sie sind praktisch, luftig und sauber. Im Inneren jedes Lehmzylinders erhebt sich eine Lehmsäule, aus der Sparren nach allen Seiten ragen. An diesen ist das Dach befestigt, das in der Regenzeit mehr aushalten muß als jetzt. Eine der Hütten bildet zugleich den Eingang. Hier können neben dem schmalen Durchgang zwei oder drei Menschen schlafen. In anderen Hütten werden Vorräte aufbewahrt. In der Hofmitte brennt ein Feuer. Als Gefäße findet man große runde Töpfe sog. Kumpfe mit Randverzierung und gelegentlich auch Bemalung, dazu die obligaten Kürbisscha-

len, die Kalebassen. Obwohl – ein Greuel für jeden gläubigen Moslem – auch kleine schwarze Schweine gezüchtet und gegessen werden, scheint die Hauptspeise aus Hirse zu bestehen. Diese Durra ist eine Hirseart von hohem Nährwert, die dem Klima entsprechend nach vorherigem Brennen der Felder zu Beginn der Regenzeit und nach dem Hacken mit der Hand eingesetzt wird. Die Nubas unterscheiden mehr Hirsearten als unsere Botanikbücher kennen. Außerdem werden Sesam, Bohnen, Mais und Tabak angebaut.

Die Hirse wird als Brei gegessen, ein nicht geringer Teil wird jedoch zu Bier verarbeitet. Das Hirsebier heißt Meriesa und schon Brehm, auf dessen Spuren ich wandle, lobt diese Flüssigkeit als höchst angenehmes, erfrischendes Getränk. Bei dem jetzt geschilderten Morgenbesuch sitzt ein „Alter“ von vielleicht 45 Jahren vor seinem Heim und trinkt aus einer ovalen Kalebasse die kakaoähnlich aussehende Flüssigkeit. Sie schmeckt etwas säuerlich, aber durchaus angenehm und hat – nach eigener Erfahrung mit etwa einem Liter im Laufe des

Tages – den Alkoholgehalt unseres Exportbiers. Bei der Herstellung werden ähnliche Methoden angewendet wie früher bei unserem Bier. Durra läßt man mit Blättern der Pflanze *Asclepias procera* – entsprechend dem Hopfen – keimen. Das entstandene Malz wird an der Sonne getrocknet, mit Hefe zur Gärung gebracht, in Kümpfen kühl aufbewahrt und – wie ausprobiert – aus Kalbassen getrunken. Natürlich muß zur Breiherstellung das Getreide erst gemahlen werden. Dieses Getreidemahlen spielt jeden Tag eine wichtige Rolle im Leben der Frauen; in der natürlichen Arbeitsteilung obliegt ihnen u.a. das Wasserholen und das Getreidemahlen, während das Wassergraben von den Männern erledigt wird. Das Getreide, also verschiedene Arten von Durra oder Dochen, wird auf schiefstehenden Granitplatten mit Reibsteinen oder Läufern gemahlen, ganz wie man es von der Jungsteinzeit in Europa kennt. Die Arbeit ist anstrengend und Brehm glaubte, die sudanesischen Frauen würden dadurch schnell „die Reize ihres Oberkörpers“ verlieren.

Die Kontaktaufnahme erfolgt am leichtesten durch das Anbieten einer Zigarette, aber die Frauen rauchen nicht und manche Männer lehnen ab, indem sie entschuldigend auf den Inhalt ihrer Unterlippe zeigen. Hier bewahren sie zwischen dem Kauen einen „Priem“ aus Tabak auf, der mit Holzasche und Natron versetzt ist und angeblich „high“ macht, jedenfalls eine stärkere Wirkung als gerauchter normaler Tabak hat. Der Bau der Lehmhütten ist Männerarbeit. Ein junger bemalter Nuba baut ganz allein an einem neuen Einfamilienheim und gibt durch Zeichen zu verstehen, daß er heiratet. Eine der Hütten wird auf der Ruine einer älteren aufgebaut, die anderen aus dem mit Wasser angerührten, in der nächsten Nachbarschaft gegrabenen roten Lehm aufgeführt.

50 m über dem Fuß des Berges finde ich einen prächtigen Schattenplatz unter einem großen Laubbaum, den ich zuerst nur mit ein paar kleinen Stierkälbern teile. Dann kommen würdevoll die Bewohner der nächsten Hütten, teilen ihr Hirsebiebier mit dem seltenen Fremden, lassen ihre Tätowierungen und Bemalungen sehen und schauen begei-



Kinder und junge Frauen der Masakin-Nubas begrüßen haltende Expeditionsteilnehmer, während die älteren Dorfbewohner den nahen Markt aufgesucht haben.

stert durch das Okular des Fotos. Eines meiner Bilder ist auf diese Weise entstanden. Die Wirkung des Hirsebiebiers, der Meriesa, ist beruhigend. Kein Wunder! Wenn man Exportbier an einem sehr warmen Vormittag im Schatten sitzend trinken würde, wäre die Wirkung ähnlich. Bei meinen neuen Freunden lassen sich Schmucknarbentätowierungen und Bemalung, diese oft mit weißer Asche, unterscheiden. Was Iten über die südöstlichen Nubas schreibt, muß nicht alles auf „unsere“ Nubas zutreffen. Sie sind weniger bemalt, tragen aber häufig gleichartige Tätowierungen an den Oberarmen, die künstlich zu Narben gemacht wurden. Ob sie Stammescharakter oder sonstigen Sinn haben, war nicht auszumachen. Iten schreibt, es gebe kaum einen Brautkauf bei den Nubas, man arrangiere sich durch tätige Mithilfe in der Landwirtschaft der Brautfamilie und folge im übrigen der Zuneigung. Der Geburt des ersten Kindes folgt im allgemeinen eine drei- bis vierjährige Stillzeit, in der die Mutter keinen Geschlechtsverkehr pflegt, weil das dem Kind nicht gut bekommen würde. Der Vater besucht während dieser Zeit die Frauen seiner Freunde und diese tun dasselbe, wenn ihre Frauen stillen. Uneheliche Kinder gibt es nicht, das Kind gehört immer zum Klan des Mannes, mit dem die Mutter bei der Geburt des Kin-



Lange Lanzen schwingend stürmen tanzende Masakin-Nubas durch den aufgewühlten Staub des Tanzplatzes.

des beisammen war. Am Ende der Stillzeit wird die Mutter tätowiert und ist dann angeblich wegen der langen Abstinenz sehr begehrt.

Unweit der Hütten liegen Haufen von zerbrochenen großen Töpfen, unter ihnen Fehlbrände ebenso wie zerbrochene Exemplare. Offensichtlich brennt man selbst und der überall vorhandene Ton lädt ja auch dazu ein. Die Muster sind urtümlich einfach. Die Frauen, die in der wassergefüllten Niederung (Fuhla) ihr Wasser holen, tragen meist schwere Töpfe auf dem Kopf, andere auch Kalebassen. Den blechernen Wasserkannen sieht man noch selten. Die Wasserhyazinten, mit denen das Wasserloch fast völlig bedeckt ist, verlangsamen möglicherweise die Verdunstung. Ob sie auch das Wasser reiner erhalten, kann ich nicht sagen.

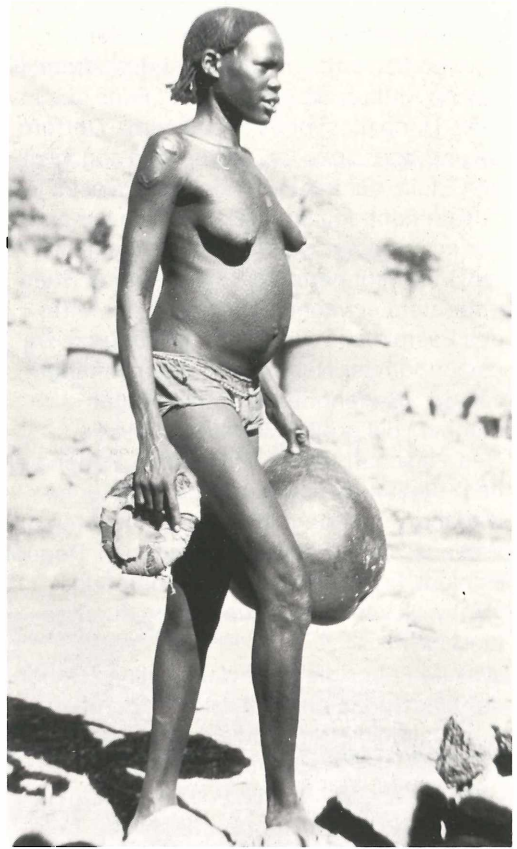
Inzwischen ist nicht zu übersehen, daß sich das Dorf zu einem Fest rüstet. Auf halber Höhe befindet sich hinter der ersten Hüttenreihe ein ziemlich ebener Platz. In seiner Mitte erhebt sich ein Gestell aus kräftigen Rundhölzern über einem unscheinbaren Stein, daneben wird eine Trommel zu gleicher Zeit von zwei Leuten geschlagen, die sich den Rücken zukehren. In den Hütten und davor auf der Schattenseite wird eifrig Meriesa getrunken, das die Frauen der allmählich eintreffenden Nachbarn auf dem Kopf herbeibringen. Die Männer schmücken sich. Einer trägt einen Tierschwanz an einem Gürtel in der Mitte des Gesäßes, andere be-

malen sich mit der weißen Asche ihrer Feuerstellen. Zuerst wird ein wenig geübt. Kinder und Frauen tanzen – man merkt es deutlich – probeweise um das Tam-Tam, das auch die Kinder einmal schlagen dürfen. Die Männer halten sich noch zurück. Man erzählt uns, das Fest gelte einem Manne, der verstorben sei. Ich wollte es nicht glauben, konnte aber später bei Iten nachlesen, daß lange nach dem Tod eines Mannes, vielleicht $\frac{1}{2}$ Jahr später, die Totengedenkfeier (Nareng) stattfindet. Sie bedarf großer Vorbereitungen, denn es müssen viele Leute mit Hirsebier und Essen versorgt werden. An den Bettpfosten des Toten werden Kürbischalen und Tongefäße zerschlagen; vielleicht stammten die Scherbenhaufen vor dem Dorf von solchen Feiern.

Daß es sich nicht um ein lokales Fest oder gar um eine Darbietung für uns handelte, war leicht zu sehen. Man kam in großen Trupps und Reihen von weither, die Männer eher in der Art von kleinen Kriegerhorden, die Frauen im Gänsemarsch mit den gefüllten Meriesa-Schalen auf dem Kopf. Bei den Männern herrschte keinerlei „Uniformierung“ vor, jeder schmückte sich individuell, so wie er glaubte, am besten auszusehen. Federn, Sonnenbrillen, auffällige Kopfbedeckungen ließen die einzelnen ebenso aus der Menge hervorstechen wie die gekonnte Bemalung oder auffällige Bewaffnung. Freilich – von einem Totenlied wie Iten schreibt, das die Geschichte des ersten Kampfes des Toten erzählt und zu dem nur die erwachsenen Frauen tanzen, konnte ich nichts bemerken. Vielleicht habe ich es auch übersehen. Es ging ganz anders zu. Zuerst sammelte sich die – mangels eines anderen Begriffes – „Dorfgemeinschaft“; die Männer und die Frauen hatten wir inzwischen schon kennengelernt. Man übte etwas Gruppentanz und wartete – die Waffen bedrohlich schüttelnd – scheinbar auf Gegner. Diese erschienen auch bald, es waren die kleinen Horden, die als Besucher kamen. Schließlich standen sich zwei Haufen gestikulierender Männer gegenüber. Unsere „Mannschaft“ schickte nach einem aufmunterndem Geheul eine „Abordnung“ von drei Männern zu den ebenfalls bedrohlich ihre Waffen schwingenden

„Feinden“. Die Abordnung kam so zurück, als ob man zu keiner Vereinbarung gekommen wäre. Dann sprangen die beiden Haufen wild aufeinander zu, begrüßten sich jedoch überschwenglich und begannen um das erwähnte Holzgestell und das jetzt lautstark von Männern geschlagene Tamtam im Gegenuhrzeigersinn herumzulaufen. Neue Krieger trafen ein, schlossen sich dem wilden Kreistanz an, einige Frauen mischten sich unter die Männer. Das Ganze drehte sich wie ein lebendiges Karussell unter den aufpeitschenden Trommelschlägen und den Schreien der Männer. Andere Männer wiederum und viele Frauen standen als aufmerksame Zuschauer am Rande, ohne an der Tanzorgie teilzunehmen. Immer neue Teilnehmer kamen an, der feine Staub machte die Tänzer fast unsichtbar. Schließlich hob man vier oder fünf junge Frauen oder Mädchen auf das Gestell und tanzte weiter, während die so Erhobenen herunterwinkten. Und das ging immer weiter. Als es gegen 17.45 Uhr anfangen dunkel zu werden und wir das Dorf verließen, um noch vor der völligen Dunkelheit das Lager zu erreichen, begegneten uns noch immer neue Scharen, die dem Festplatz zumarschierten.

Über dem bunten und scheinbar ungeordneten Bild des Festes darf man nicht vergessen, daß wie immer bei den „Naturvölkern“ – um diesen durchaus nicht richtigen aber immer noch besseren Ausdruck als „Primitive“ zu benützen, daß also bei den sog. Naturvölkern nichts willkürlich geschieht und, daß die Beziehungen innerhalb der Menschen sehr streng geregelt sind. So kennt man bei den Nubas Patri- und Matriklane, also Verwandtschaftsbeziehungen in der mütterlichen und väterlichen Linie. Noch heute wird die Exogamie befolgt, d.h. der Heiratspartner muß aus einem anderen Patri- und Matriklan stammen. Aus den früheren Zeiten des ewigen Kampfes untereinander und mit nomadisierenden Stämmen gibt es noch eine „Polizeitruppe“ (Talmara). Aber die Zeiten des echten Kampfes und einer echten polizeilichen Tätigkeit sind vorüber. Immerhin soll die Talmara noch eine Kontrolle über die „Funktionsträger“ der jeweiligen Ortschaften haben. Da ihre



Junge, typisch tätowierte Nuba-Frau auf dem Weg zum Tanzplatz. Sie hält einen großen Tontopf in der einen und den zum Tragen auf dem Kopf notwendigen, geflochtenen Ring in der andern Hand.

Mitglieder aus den jungen Männern gewählt werden, die ihr 4–6 Jahre angehören, kann man von einer beinahe demokratischen Kontrolle sprechen.

Die „Funktionsträger“ werden als Priester ebenso wie als Experten bezeichnet. Es gibt sie für fast alle Bereiche des täglichen Lebens: für Regen, für Krieg und Frieden (was früher wichtig war), für Krankheiten, für Pflanzen, Tiere und vieles andere mehr. Mittler zu einem Gott gibt es jedoch eigentümlicherweise nicht. Nach seinem Tod hat jeder Nuba Zutritt zu einem höchsten Wesen, das auch Sonne heißt, aber nicht damit identisch ist, sondern als abstrakte Kraft von oben wirkt.

Viele dieser Einzelheiten stammen von Iten, der unter den südöstlichen Nubas gewohnt

und auch einer Talmara angehört hat. Andere Informationen über das komplizierte Verwandtschaftsverhältnis hat der amerikanische Anthropologe James C. Faris gesammelt. Übrigens gibt es in den Nuba-Dörfern da und dort einen unscheinbaren sog. heiligen Stein, der mit dem höchsten Wesen in Zusammenhang steht. Berührt ihn jemand, der gelogen hat, so soll ihn bald Unheil treffen. Vielleicht hatte der unscheinbare Stein unter dem erwähnten Gestell in der Mitte des Festplatzes die gleiche Bedeutung. Da das Leben der Nuba vom Regen abhängt, soll der „Regenpriester“ oder „Regenmacher“ die größte Bedeutung für die Gemeinschaft haben. Mit seinen „Regensteinen“ beeinflusst er das Wetter. Regnet es, wird ihm – mit dem Willen des höchsten Wesens – der Erfolg zugeschrieben. Regnet es nicht, kommt es darauf an, ob er das allen wohlvertraute Ritual richtig durchgeführt hat.

Was Iten über die Rolle der heutigen Behörden des Sudan aussagt, ist hart, durch den Augenschein aber nicht zu entkräften. Er schreibt: „Die Regierung, oder direkter gesagt, ihr langer Arm, die Polizei, verfolgt in den Nuba-Bergen nur oberflächliche Ziele. Erstes Anliegen ist ihr, daß sich die Leute bekleiden. Zu den wenigen Marktplätzen werden Nackte nicht zugelassen. Sie schlüpfen deshalb schnell in Shorts, ehe sie Orte mit Polizeistationen betreten“.

Literatur

Büttinghausen, Joep: Völker rund um die Welt Feldmeilen/Schweiz 1980

Castiglioni, A. u. A.: Adams schwarze Kinder Zürich 1981

Brehm, Alfr. Edm.: Reiseskizzen aus Nord-Ost-Afrika, 3 Teile, Jena 1855

Engel, Rolf: Spezielle Untersuchungen der Landwirtschaft in den Nubabergen Frankfurt/Main, 1966

Faris, Jame C: Nuba Personal Art. London 1972

Fischer, R.: Die schwarzen Pharaonen, Berg.Gladbach, 1980

Hintze, Fritz (ed.): Afrika in Antiquity Berlin, 1979

Iten, O.: Schwarzer Sudan, Welsermühl 1978

Am Morgen des Abschiedes vom Nubaland werden wir von Männern und Frauen besucht. Ohne auffällige Neugier werden wir ebenso gemustert, wie wir die Nubas mustern. Man versteht es, daß ich mich für die Schmucktätowierungen interessiere und für die Waffen. Noch sind die Speere Handarbeit geschickter Schmiede, die das vorhandene Raseneisenerz in Erdgruben mit Akazienholz und handbetriebenen Blasebälgen verarbeiten. Noch künden mit Narben versehene Speere von einstigem harten Kampf gegen Mensch und Raubtier. Aber anstelle der steinernen Keulenköpfe findet man schon Getriebezahnräder des 20. Jahrhunderts. Die Haartracht der jungen Mädchen oder Frauen, wobei das Haar mit Wachs modelliert und mit Farbe geschmückt wird, ist die gleiche wie vor Jahrhunderten, als man diese Menschen, wenn man ihrer habhaft wurde, als Sklaven einfiel und weiterverkaufte. 1847 wurden meinem Gewährsmann Brehm in Assuan noch Sklaven aus dem Sudan angeboten. Ein Mädchen kostete 1800 Piaster. Und 1851 führte die damalige Regierung des Vizekönigs von Ägypten noch offizielle Sklavensjagden durch. Ein Schillukneger aus dem Land im Südosten der Nuba-Berge kostete soviel wie ein Kamel. Sklavinnen waren teurer als Männer; teurer als beide waren Verschnittene, die man als Wächter in den türkischen Harems verwendete.

Riefenstahl, L.: Die Nuba München 1973

Riefenstahl, L.: Die Nuba von Kau München 1976

Steinbart, H.: Sudan: In: Ärztliche Praxis Nr. 83, 1980

Streck, B.: Liebe, Tanz u. Tod, Zwei Feste im Leben der Kau-Nuba (Manuskript)

Anschrift des Verfassers:

Dr. Dr. Manfred Lindner

Labenwolfstraße 5
D-8500 Nürnberg 10

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Natur und Mensch - Jahresmitteilungen der naturhistorischen Gesellschaft Nürnberg e.V.](#)

Jahr/Year: 1981

Band/Volume: [1981](#)

Autor(en)/Author(s): Lindner Manfred

Artikel/Article: [Bei den Nubas im Schwarzen Sudan \(1978/79\) 57-64](#)